



CHRISTEL NETUSCHIL

Kolibri Herz

ZWISCHEN VERSPRECHEN
UND VERGELTUNG

HISTORISCHER ROMAN



CHRISTEL NETUSCHIL

Kolibri Herz

ZWISCHEN VERSPRECHEN
UND VERGELTUNG

HISTORISCHER ROMAN

**Er berührt den Spiegel der
Zeit und lauscht.**

**Auf der anderen Seite
antwortet ihr Herz - und
erinnert sich.**

Damals

Kapitel 1

Marienforstwälder, Dänemark, im Winter 1864

Als ich die Äste der jungen Buchen beiseiteschiebe und auf den Vorplatz meines Elternhauses trete, fällt mir auf, dass die schwere Holzpforte offensteht. In der wärmeren Jahreszeit würde dies nichts Ungewöhnliches bedeuten, denn Mutter und Vater sind als freundliche Leute bekannt, die von Verschlussenheit – im tatsächlichen und übertragenen Sinne – nicht viel halten. Doch wir schreiben Ende Januar, der Wind sorgt für eine andauernde Gänsehaut, und bis vor einigen Minuten hat es heftig geschneit.

Es ist still. Nicht so, wie man es kennt, wenn die Schneedecke jegliche Geräusche verschluckt.

Vielmehr gespenstisch.

Mein Herz stolpert für einige Schläge. Mein Atem kondensiert stoßweise an der kalten Luft. Hier stimmt etwas nicht. Selbst im Winter ist stets jemand auf dem Hof unterwegs und beschäftigt; irgendwo wird immer gehustet, geflucht, gesungen oder gelacht. Ich konzentriere mich. Keinen Laut möchte ich verpassen, nichts, das mich zurückbefördern könnte zur Unbekümmertheit eines dreizehnjährigen Mädchens, das von einem Ausflug zu den Futterstellen der Rehe heimkehrt und sich auf eine warme Mahlzeit im Kreise seiner Familie freut.

Doch mir ist, als beträte ich eine Welt, in der nichts mehr so sein wird, wie ich es gekannt habe. Eine Welt, in der es zu existieren gilt. Nicht zu leben.

Ich versuche, die düsteren Gedanken abzuschütteln, der Verwirrung Einhalt zu gebieten, und bleibe mit einem Mal stehen. Ein dunkles Etwas vor dem Eingang zum Haus erregt meine Aufmerksamkeit. Ich recke den Kopf ein Stück aus dem dicken Schal, den ich mehrfach um den Hals geschlungen habe, und versuche, angestrengt zu erkennen, was sich dort hinten so auffallend vom schneebedeckten Boden absetzt.

Meine Augen weiten sich. Dann renne ich los.

Unsanft lasse ich mich neben Heides reglosem Körper nieder und drehe sie auf den Rücken.

Ich erschrecke beim Anblick des Blutes, welches aus einer Platzwunde oberhalb der Schläfe getropft ist und bereits einige Zentimeter Schnee eingefärbt hat. Frisches Blut scheint nicht mehr nachzukommen, was mich ein wenig beruhigt. Heide wird hoffentlich nicht allzu schwer verletzt sein.

Ich streife meine Handschuhe ab und lege die Finger an ihre kalten Wangen. Heides Augen zucken unter den Lidern, dann öffnen sie sich einen Spaltbreit. Es dauert einen Moment, bis ihre gehauchten Worte über die rissigen Lippen in meinem Verstand ankommen.

»Lauf«, flüstert sie, »lauf weg, Trine!« Sie dreht den Kopf in Richtung Eingangspforte, versucht schwerfällig, auf die Beine zu kommen.

Ich folge ihrem Blick und erkenne einen umge-stürzten Stuhl im Flur.

Heides Finger vergraben sich für einen Moment in meinem Mantel. »Geh nicht hinein!« Sie sackt erneut zu Boden und in eine Bewusstlosigkeit.

Ich nehme den Schal ab, wickle ihn zu einem unförmigen Kissen und schiebe ihn vorsichtig in Heides Nacken. Dann stehe ich auf, schlucke den Angstkloß in meinem Rachen herunter und betrete das Haus.

Es ist kalt in der Diele. In den Ecken des Spiegels sind bereits Eisblumen gewachsen, das Schwarz-Weiß der Bodenfliesen im Eingangsbereich ist nur noch zu erahnen. Immer wieder wehen Schneeflocken ins Innere, verweben sich zu einer Decke, als wollten sie eine dunkle Wahrheit verhüllen. Die Tür muss schon länger offen gestanden haben. Ich überlege, ob ich sie schließen soll, entscheide mich dagegen und luge die Treppe hinauf, während ich Halt am unteren Ende des Geländers suche. Langsam taste ich mich durch die Diele, lasse meine Hand am Putz der Wände entlanggleiten. Die vertraute Struktur, uneben und rau, vermag mir ein Gefühl von Normalität zu schenken. Ich wende mich nach links und gebe der Tür zur Vorratskammer einen leichten Schubs. Geräuschlos schwingt sie auf und gibt den Blick frei auf ein Regal voller Einmachgläser, darunter Säcke mit Kartoffeln, von denen einige zu keimen begonnen haben.

Alles ist wie immer. Kein Grund zur Unruhe.

Ich atme aus und nehme Kurs auf die Wohnstube, als ich ein Geräusch aus der danebenliegenden Küche vernehme. Es klingt wie das Rücken von Stühlen: vor und zurück, vor und zurück. Ich verharre einen Moment und lausche. Ein Hecheln gesellt sich zum Schleifen und Rücken. In meiner Fantasie setzt sich das Bild von einem wilden Tier zusammen, vielleicht ein Wolf oder ein Bär, der die Küche

nach etwas Essbarem absucht. Ich balle meine Hände zu Fäusten. Was immer mich hinter der Küchentür erwarten wird, ich will vorbereitet sein.

Zittrig drücke ich die Klinke herunter, öffne und trete einen Schritt in das Zimmer. Der Anblick, der sich mir bietet, lässt mich augenblicklich zu Stein werden.

»Wen haben wir denn da?«, dringt eine fremde Stimme an mein Ohr.

Ich erkenne einen Soldaten, der sogleich seine Büchse auf mich richtet und sich mir nähert.

»Trine, lauf!«

Ich starre auf meine Mutter, die bäuchlings auf dem Küchentisch liegt, während ein zweiter Soldat mit heruntergelassener Hose zwischen ihren gespreizten Beinen steht und ihren Oberkörper gewaltsam herunterdrückt.

»Walter, schnapp dir die Kleine, die ist grad alt genug.« Der Mann grinst mich schäbig an.

Das Flehen meiner Mutter scheint ihren Peiniger in Ekstase zu versetzen. Der Tisch setzt sich heftig ruckelnd in Bewegung.

Endlich begreife ich und stolpere rückwärts aus der Küche, drehe mich auf dem Absatz um und flüchte auf die Haustür zu. Einen Wimpernschlag lang danke ich dem Geistesblitz von vorhin, sie nicht geschlossen zu haben, da werde ich von hinten gepackt und zu Boden gerissen. Der Aufprall ist hart, mir wird schwindelig, und das Blut in meinen Ohren rauscht lauter als ein ungestümer Wildbach. Ich versuche aufzustehen, mich an irgendetwas festzuhalten und

bekomme den handgeknüpften Wandteppich neben dem Treppen-aufgang zu fassen. Gerade als ich die Finger um dessen fransige Umrandung schließen und mich hochziehen will, spüre ich den Stiefel des Soldaten zwischen meinen Schulterblättern.

»Soll ich dir mal was sagen?«, zischt er, nimmt den Fuß weg und reißt mich zu sich hoch. »Jagen macht mich an!«

Ich spüre keinen Boden mehr unter mir, zapple und trete nach allem, was sich mir in den Weg stellt. Der Soldat ächzt, lässt von mir ab und greift sich in den Schritt. Ich nutze meine Chance und spurte ins Freie.

Gott sei Dank, Vater und Torben sind zurück und springen von der Kutsche.

»Was zum Henker ...?«, höre ich Vaters polternde Stimme und sehe, wie er sich über die noch immer am Boden liegende Heide beugt. »Trine, was ist hier los?«

Ich zeige zum Hauseingang und stütze mich dankbar auf die Schulter meines Bruders, der herbeigeeilt ist. »Da rüber!«, ruft Vater uns beiden zu und verschwindet im Haus. Torben hat seine Hand fest um meine geschlossen und zieht mich in die Stallungen am Waldrand. Dort lasse ich mich auf den strohbedeckten Boden fallen, während Torben die Tür verriegelt.

»Das wird sie nicht aufhalten!«, schluchze ich und vergrabe das Gesicht in den Händen. »Sie werden kommen!« Anderthalb Meter hinter uns schnauben Merve und Gretchen, blähen ihre Nüstern auf und entlassen Dampfwölkchen in die frostige Januarluft.

Torben setzt sich neben mich, legt den Arm um meine Schultern und drückt mich fest an sich. Der Kragen seines

Mantels schmiegt sich an meine Schläfe. Wie eine Katze, die Streicheleinheiten einfordert, presse ich mein Gesicht gegen den Stoff. Ich weiß nicht, warum der Druck auf diese Stelle so eine beruhigende, fast einschläfernde Wirkung auf mich hat. Doch ich genieße es ein paar Sekunden lang, dass sich meine Augen schließen und mein Atem regelmäßig ein- und ausströmt.

»Geht es wieder?« Torbens Stimme dringt sanft in mein Bewusstsein, und ich gebe ein unwilliges Brummen von mir.

Kann er mich nicht einfach halten? Bis es vorbei ist?

»Was ist hier geschehen?«

Ich öffne die Augen einen Spaltbreit, blinzele durch einen See aus Tränen und schüttele den Kopf: »Soldaten ...«

Torben legt Daumen und Zeigefinger unter mein Kinn und drückt es liebevoll nach oben. Der Ausdruck in seinen Augen ist klar. Er weint nicht.

Wie schafft er das nur?

»Deserteure?«

Ich zucke mit den Schultern. Woher zum Teufel soll ich das wissen? Der Krieg um Schleswig, der laut Vaters Erzählungen bevorsteht, hat doch noch gar nicht richtig begonnen.

»Alles wird gut, hörst du?«

Fast bin ich bereit, Torbens Worten Glauben zu schenken, da ertönt lautes Gezeter vom Hof. Wir springen auf und spähen durch einen Spalt in der Holzwand. Ich möchte am

liebsten schreien. Die Soldaten schleppen unsere halb nackte, sich kaum noch wehrende Mutter in Richtung Wald, dicht gefolgt von Vater, der seine Büchse auf die beiden Männer richtet.

»Ihr gottverdammten Hurensöhne!«, brüllt er ihnen hinterher.

»Gleich ist es vorbei!«, versichert Torben mit überzeugter Stimme und greift erneut meine Hand. »Gleich knallt er die beiden ab.«

Ich halte den Atem an. Ja, alles wird wieder in Ordnung kommen. Torben hat immer recht. Ich lächle und ...

Ein Schuss fällt. Ich richte meinen Blick nach draußen, doch der Hof ist menschenleer. Torben sieht mich an und schluckt. Er verbirgt Unsicherheit gern, doch ich sehe, wie sein Adamsapfel hüpfte. Beide zucken wir zusammen, als ein zweiter und bald darauf ein dritter Schuss zu hören ist. Das Echo hallt nach, als hätte jemand eine ganze Salve abgegeben. So wird also der Krieg klingen, denke ich. Vorausgesetzt, Vater behält recht.

Über mehrere Minuten passiert nichts.

»Wo bleibt er?« Meine Stimme zittert. »Wo bleibt Vater?« Torben antwortet nicht, und mich überkommt das Gefühl, es gäbe dazu nichts zu sagen. Und so warten wir.

Die Dämmerung ist längst hereingebrochen, als endlich ein Rufen zu vernehmen ist.

»Das ist Heide!« Ich springe auf, entriegle den Stall und renne über den Hof, bis ich unsere liebste Dienstmagd am rückwärtigen Haus vorfinde. Torben erscheint nur Sekunden später.

Heide hält sich die verletzte Stelle am Kopf, torkelt ein wenig, öffnet jedoch ihre Arme weit und zieht uns Kinder an ihre Brust. »Dem Himmel sei Dank, euch ist nichts geschehen.« Sie weint.

Dankbar schlinge ich meine Arme um sie und drücke den Kopf in ihre Halsmulde. Das Inhalieren ihres vertrauten Dufts nach Majoran, Petersilie und einem Hauch Seifenlauge vermag mir das vage Gefühl von Sicherheit zu vermitteln. Heide ist so etwas wie ein Urgestein des Hauses, zumindest in meiner Zeitrechnung. Als gestandene Frau hatte sie sich Hals über Kopf in einen Förster verliebt, der im Grenzgebiet zwischen Deutschland und Dänemark sein Revier hegte. Hätten die beiden sich mit dem Kennenlernen etwas mehr Zeit gelassen, hätte Heide rechtzeitig bemerkt, dass ihr Verlobter ein gewalttätiger Tunichtgut war, der einen Großteil seines Lebens mit dem Saufen verbrachte. Doch Heide wurde schnell schwanger, und ihre Familie drängte sie, den Mann zu heiraten, damit ihr Ansehen nicht leiden musste. Das Kind verlor sie nur wenige Wochen nach der überstürzten Hochzeit, als ihr Mann sie im Suff einer Nichtigkeit wegen beschuldigte und verprügelte. Danach flüchtete sie und schlug sich mal hier, mal dort mit Hilfsarbeiten durch. Zurück zu ihrer Familie nach Deutschland wollte sie nicht. Sie war fast fünfzig, als sie eines Tages im Nachbardorf meine Mutter ansprach und fragte, ob diese Hilfe gebrauchen könnte. Mama, derzeit hochschwanger mit mir, empfand Heides liebevolle Art sofort als Geschenk des Himmels und freundete sich mit der Deutschen an. Seitdem war Heide nicht mehr vom Willems'schen Hof wegzudenken. Sie ging allem und jedem zur Hand, half Mutter beim Kochen und mit der Wäsche, erledigte Arbeiten auf dem Hof und auf dem Feld gleichermaßen und wurde zu einer festen und fürsorglichen Instanz für Torben und mich.

»Sie hat dich noch vor Papa in ihren Armen gewiegt, als du gerade zur Welt gekommen warst!«, schwärmte Mama mir regelmäßig an meinen Geburtstagen vor, wenn Heide mich küsste und an sich drückte.

»Aber ...«, holt mich Torbens erstickte Stimme aus meiner Erinnerung zurück, »ist das etwa ...?« Über Heides Schulter hinweg entdecke ich Johann, unseren Stallgehilfen. Er liegt im Schnee, sein blutiges Gesicht mir zugewandt. Aus leblosen Augen starrt er mich an. Ich entziehe mich Heides Umarmung und mache ein paar Schritte auf den Leichnam zu. Der arme alte Johann. Ich habe ihn mein ganzes Leben lang gekannt.

»Die Ponys werden ihn schrecklich vermissen«, flüstere ich und gehe in die Hocke.

»Was redest du da?« Torben, der neben mir steht und seine Mütze abgenommen hat, blitzt mich mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

»Ich meinte d...doch nur ...«, stottere ich, verbiete mir aber jedes weitere Wort. Es hätte genauso dumm und fehl am Platz geklungen wie meine letzte Aussage. Torben feuert seine Mütze auf den Boden und tritt einen Haufen Schnee an die Hauswand. Dann entfernt er sich leise fluchend und bleibt an der Ecke unseres Wohnhauses stehen, lehnt kraftlos am Mauerwerk.

Ich schenke Johann ein letztes Lächeln und streiche ihm behutsam ein paar blutverklebte Strähnen seines grauen Wuschelschopfs aus der Stirn.

»Weiter hinten liegt Annegret. Sie haben sie anscheinend mit einem Stück Brennholz niedergeschlagen. Ihr Gesicht ...« Heides Stimme bricht. Ich stehe auf, wanke auf Heide

zu, und jeder meiner Atemzüge fühlt sich an wie durch einen zu engen Schlauch geschickt.

»Aber warum?« Ungerechtigkeit und Brutalität hatten hier noch nie Platz.

Als Vater vor einigen Wochen immer öfter davon gesprochen hatte, dass schlimme Zeiten anstehen würden, tat ich das ab. Mutter pflegte zu sagen, dass ich mich bemühen sollte, die Welt und alles, was darin geschah, mit Zuversicht zu betrachten und in jedem, der mir begegnete, zuerst das Gute zu sehen.

In einer Welt ohne Gräueltaten ist das nicht schwer, doch hier und jetzt komme ich mir reichlich dämlich vor, ihre Worte jemals für bare Münze genommen zu haben.

»Versteckt euch! Los!« Torben rennt auf uns zu und gestikuliert wild in Richtung der Holzfässer, die neben Mutters Gemüsegrätzchen aufgestellt sind. Geistesgegenwärtig reagieren wir sofort und kauern uns hinter die Behältnisse, in denen sich literweise gefrorenes Regenwasser befindet. Ich entsinne mich, dass Vater Torben aufgetragen hat, sie vor dem Winter zu leeren. Doch der hat es vergessen und vorgezogen, mit mir nach neuen Abenteuern im Wald zu suchen. Ich seufze, wage einen Blick an den Tonnen vorbei und erkenne einen der Soldaten, wie er aus dem Dickicht der Jungbuchen schleicht. Geduckt, sich immer wieder umschauend. Er beschleunigt seine Schritte und läuft auf die Front des Hauses zu, die sich außerhalb unseres Blickfelds befindet.

»Dieses Schwein!«, entfährt es Heide. »Der hat mich niedergestreckt, als ich ins Haus stürmen wollte, wo der andere ...« Sie schlägt die Augen nieder.

Die Bilder meiner gedemütigten Mutter auf dem Küchentisch tauchen vor meinem inneren Auge auf und versetzen mich erneut in tiefe Angst. Ich kann mir vorstellen, wie sie den Männern die Tür geöffnet hat. Nichts ahnend. Gutgläubig. Hilfsbereit. Ob sie sie gleich da überfallen haben? Und haben diese Kerle gewusst, dass Vater und Torben im Nachbarort Besorgungen machten und die anderen auf dem Hof kein Hindernis darstellen würden?

»Was wollten sie?«

Heide sieht mich an und schüttelt den Kopf. »Vielleicht Geld oder einen Unterschlupf. Vielleicht nur Zerstreuung. Oder von allem etwas.«

»Da ist er wieder!« Torben zeigt aufgeregt auf den Soldaten, der über den Vorplatz stolpert. Kurz bleibt er stehen, dreht sich um und begutachtet scheinbar etwas. Dann nickt er und setzt seine Flucht zurück in den Wald fort. Ich bemerke ein Laken, das er sich, zum Sack gebunden, über die Schulter geworfen hat. Allem Anschein nach prall gefüllt. Ich mag mir nicht ausmalen, was er aus unserem Haus an sich genommen, welche Habseligkeiten er gestohlen hat.

»Der kommt nicht mehr wieder!«, stellt Torben nüchtern fest und kriecht aus dem Versteck hervor. Seine Fassungslosigkeit hat sich in Luft aufgelöst. Selbst als er noch einen Blick auf Johann wirft, verzieht er keine Miene. Manchmal beneide ich ihn um seine Fähigkeit, Dinge hinzunehmen, die nicht mehr zu ändern sind. Kraft zu verschwenden, wo nichts zu erreichen ist, lag ihm immer schon fern.

Ein paar Minuten erlauben wir uns, jeder für sich, zu Atem zu kommen, uns zu sammeln. Bis wir mit einem Mal einen rötlichen Schein, tanzend und flackernd, durch die Fenster des Hauses wahrnehmen.

»Da hol mich doch der Teufel!«, entrüstet Heide sich und starrt mit weit aufgerissenen Augen ins Haus hinein. »Lichterloh!« Sie wendet sich ab, ihr Blick trifft Torbens.

»Die Kutsche!«, ruft dieser, hustet und hält sich den Mantelärmel vor den Mund. »Wir müssen weg hier!«

Heide läuft voran zum vorderen Teil des Hauses und beruhigt die nervösen Pferde. Irritiert schaue ich mich um. Das kann doch alles nicht wahr sein! In Scheune und Stallungen züngeln die Flammen schon hoch über den Dächern. Merve und Gretchen flüchten wiehernd durch die offen stehende Tür in den Wald. Mir fällt der Unterstand hinter dem Haus ein, wo die Zugpferde fürs Feld stehen. »Die anderen Pferde. Die Hühner. Wir müssen ...«

»Vergiss sie! Da hinten steht bereits alles in Flammen, Trine. Sie sind verloren!« Torben hilft Heide auf den Kutschersitz und gibt ihr die Zügel in die Hand. »Jetzt komm! Hier ist nichts mehr zu retten!« Er winkt mich mit beiden Armen zu sich, die Umgebung hektisch nach weiteren Gefahrenquellen absuchend.

Meine Füße haben sich mit dem Untergrund verwurzelt. Weg von hier? In meinem Kopf dröhnen Torbens Worte, hallen nach, doch verstehen kann ich sie nicht. Mein Blick wandert zwischen der Kutsche und meinem geliebten Heim hin und her. Ohne weiter nachzudenken, löse ich mich aus meiner Erstarrung und renne ins Haus. Unsägliche Hitze schlägt mir entgegen, der Schnee im Eingangsbereich ist längst geschmolzen.

Von draußen höre ich Heide meinen Namen schreien. Ihr Entsetzen bohrt sich wie ein Splitter in meinen Rücken, doch nichts hält mich zurück. Ich erreiche den Treppenaufgang, weiter komme ich nicht. Das Feuer wütet schon in Küche und Stube. Mein Blick fällt auf die schmale Dielenkommode und die Buntglasvase, die Vater im letzten Jahr Mutter geschenkt hat. Das gute Stück bekam einen Ehrenplatz. Regelmäßig befüllte Mutter die Vase mit frischen oder getrockneten Blumen, freute sich über jeden, der ein bewunderndes Wort für das Präsent übrighatte, und streichelte dann stolz über das fein geschliffene Glas. Jetzt ist die Vase zerbrochen. Ich versuche, mich zu erinnern, ob sie bei dem Kampf vorhin ... War es meine Schuld? Einige Scherben liegen auf dem Möbelstück, der Großteil auf den Fliesen. Ich spähe durch den nach draußen wabernden Rauch auf den Hof hinaus. Die Pferde wiehern und schnauben in Panik.

»Willst du hier verrecken?« Torben erscheint durch den dichten Dunst, hustet und zerrt am Ärmel meines Mantels.

Ich kneife die Augen, zähle den Herzschlag, den ich mühelos im gesamten Körper wahrnehmen kann. Nein, ich will hier nicht sterben! Also greife ich nach einer der größeren Vasenscherben, schaue mich ein letztes Mal um und folge meinem Bruder hinaus und auf die wartende Kutsche.

Kapitel 2

Grimsby, England, Ende September 1866

Ein Wind, der für den Herbst zu schneidig daherkommt, weht durch die düsteren Straßen des Außenrings von Grimsby. Ein Vorort, der zwar Teil der Hafenstadt ist, doch ein Eigenleben führt. Ich lehne am Fenster unserer Wohnung, die wir gleich nach der Flucht aus Dänemark bezogen haben. Das prompte Auffinden einer Bleibe empfand Heide als Fügung. Ein Zeichen, dass es – gegen meine Überzeugung – die richtige Entscheidung gewesen war, Dänemark zu verlassen.

Unwillkürlich fluten Tränen meinen Blick.

Ich vernehme das Quietschen der Holzstufen im Treppenaufgang, von denen jede in einer anderen Tonhöhe erklingt. Ein Lied, welches mir mittlerweile zwar bekannt, aber nicht lieb geworden ist.

»Hattest du Glück?« Heide hat den Raum noch nicht ganz betreten, da überfalle ich sie mit meiner Neugierde.

»Ach«, antwortet sie und humpelt in die Trostlosigkeit, die sie und Torben unser Zuhause nennen. »Ich bin nicht mehr die Jüngste, Kind.« Sie setzt den Hut ab und wickelt das zerschlissene Tuch von den Schultern. »Außerdem sind die Stellen knapp. Das hier ist keine Stadt von Welt, nur ein kleiner Vorort. Näher am Hafen würde es vielleicht besser aussehen.«

Ich zucke mit den Schultern. »Oder daheim ...«, beginne ich, kann meinen Einwand aber nicht zu Ende führen, da Heide entrüstet lospoltert. »Dort ist nichts mehr für uns, Trine! Wie oft sollen wir denn noch darüber streiten?«

Ich zucke zusammen und senke den Blick.

Der Tag, an dem wir in aller Frühe ein Schiff bestiegen, das uns fortbringen sollte aus unserer Heimat, hat sich bis ins kleinste Detail in mein Gedächtnis eingebrannt. *Wir können uns nicht darauf verlassen, dass der Kampf um Jütland schnell entschieden ist*, hatte Heide uns Kindern damals zugerannt, nachdem sie Kutsche und Pferde für unsere bevorstehende Überfahrt in Zahlung gegeben hatte.

»Was ist, wenn es nicht Mutter und Vater waren?«, flüstere ich und hebe langsam den Kopf.

Heides Augen funkeln mich an. »Das ist Unsinn! Und das weißt du!«

»Aber der Ring am Zeigefinger bedeutet gar nichts«, empöre ich mich nun lauter, »jeder andere hätte ...«

»Katrine Willems!« Heide baut sich vor mir auf und stemmt die Hände in die Hüften. »Du willst es immer noch nicht wahrhaben, das kann ich verstehen.« Sie kommt einen Schritt auf mich zu, ihre Stimme wird leiser. »Ich kannte die Eheringe eurer Eltern, Liebes. Und nein, einen Ring am Zeigefinger zu tragen, wie dein Vater es tat, war und ist nicht üblich!« Heide öffnet ihre Arme und drückt mich an die Brust. Für Minuten ist es still, ich lausche ihrem regelmäßigen Atem und lasse mich wiegen.

Die Erinnerung an die Zeit, nachdem wir den Hof fluchtartig verlassen hatten, flammt auf. Aus dem Dorf kamen uns schon die ersten Bewohner entgegengerannt,

als wir den Saum des Waldes gerade hinter uns gelassen hatten. Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie auf den sich ausbreitenden Brand. Alle redeten durcheinander. Verzweifelt versuchte man, Trost zu spenden. Heide übergab uns der Wirtin der Dorfschenke, wo man uns unter rigorosem Protest Torbens in ein Zimmer verfrachtete und den Schlüssel drehte. Mein Bruder hämmerte gegen das harte Holz, trat und fluchte, doch die Wirtin blieb standhaft.

Durch das Fenster des kleinen Raumes sahen wir, wie Heide mit einigen Männern und Frauen in Richtung Wald aufbrach. Das Licht der Fackeln, die sie mit sich trugen, wurde kleiner und erlosch nach einer Weile ganz. Erst Stunden später, Torben und ich waren vor Erschöpfung eng umschlungen in einen unruhigen Schlaf gefallen, betrat Heide das Zimmer. Sie sagte nichts. Ihre verweinten Augen, der Schock, der ihr Gesicht zeichnete, waren uns Antwort genug.

»Ich hoffe, es ist schnell gegangen«, bringe ich schluchzend hervor. Die bildhafte Vorstellung, bei lebendigem Leibe zu verbrennen, zwingt sich mir immer wieder auf, und auch jetzt erschauere ich.

»Die Schüsse, die zuvor gefallen waren ...«, fängt Heide an und streichelt mir übers Haar.

»Ich weiß!«, gebe ich zurück. Die Vermutung, dass Mutter und Vater schon vorher tot waren, erleichtert mir den Schmerz nur geringfügig. Die beiden verkohlten Körper, die man in jener Nacht unweit unseres Hauses fand, als das Feuer mit dem Wind in eine andere Richtung abgedreht hatte, wurden von ein paar Dorfbewohnern zum Friedhof geschafft. Heide war zugegen, als man im Morgengrauen und mit vereinten Kräften ein Grab aushob und unsere

Eltern beisetzte. Torben und ich hatten wenig später vor einem mit Gräsern und Kerzen geschmückten Erdhügel gestanden und den Worten des Priesters gelauscht, der vergeblich versuchte, Worte für diese unsagbare Tragödie zu finden. Mein Bruder stierte dabei ins Leere, ich weinte so bitterlich, dass ich dachte, nie mehr aufhören zu können.

»Es tut mir so leid!«, höre ich Heides Stimme an meinem Ohr.

Das hatte sie auch damals gesagt, als die ersten Truppen sich bei Missunde eine blutige Schlacht lieferten und wir unsere Reise nach England antraten.

Was mich angeht, fuhr Heide damals fort und sprach dann aus, was ich längst vermutet hatte: *Vielleicht gehöre ich einfach nicht hierher!* Sie starrte in den Nebel, der den Hafen in ein diffuses, beinahe unheimliches Licht tauchte. *Und ihr seid noch jung. Ihr könnt ganz neu anfangen!*

Ich schnaube hörbar, was Heide dazu bewegt, mich auf Armeslänge von ihr wegzuschieben.

»Alles in Ordnung?«

Ich nicke, obwohl nichts in Ordnung ist.

»Wo ist dein Bruder?«, wechselt Heide das Thema und stochert in der Feuerstelle. Mit der freien Hand hält sie sich ihren offenbar schmerzenden Rücken. »Ich nehme an, beim Tenner«, antworte ich, schlendere zurück ans Fenster und lasse meinen Blick über die Dächer der Stadt schweifen. Es hat zu regnen begonnen. Das tut es ständig. Ein Nieselregen, der alles zu durchnässen sucht, was Leute wie wir am Leib tragen. Selbst hier drinnen ist die Luft durchsetzt von einem modrigen Geruch, der sich an den Wänden und den Holzrahmen der Fenster als gräulicher

Belag niederschlägt. Nichts, aber auch gar nichts, erinnert an unser Leben in Marienforst. Mir fehlt unser gemütliches Bauernhaus, in dem jedes Zimmer Wärme und Herzlichkeit ausstrahlte. Mutter hatte es verstanden und geliebt, durch Bilder an den Wänden, eigens gewobene Teppiche auf den Böden und selbst genähte Kissen und Tischdecken eine Atmosphäre zu schaffen, in der man sich augenblicklich wohlfühlte. In der Küche dampfte oder brutzelte es für gewöhnlich zu jeder Tageszeit, und immer durchzog ein Duft das Haus, der dafür sorgte, dass einem das Wasser im Munde zusammenlief. Mir fehlen die vielen Bücher, in denen ich stöberte, blätterte und las. *Wir sind zwar Bauern, mein Schatz*, sagte Vater immer und hob den Zeigefinger, als drohe er jedem, der etwas anderes zu behaupten wagte, *doch dumm sind wir nicht. Merk dir das!* Ich war mit der Liebe zum geschriebenen Wort aufgewachsen. Wie oft mir Vater oder Mutter aus dem dicken Märchenbuch vorlasen, weiß ich nicht mehr, aber es müssen unzählige Male gewesen sein. Ich lächle, während ich mich an meine Lieblingsgeschichte *Die Prinzessin auf der Erbse* erinnere, von der ich ganze Passagen mitsprechen konnte.

»Ich habe meine Augen fast die ganze Nacht nicht geschlossen! Gott weiß, was da im Bette gewesen ist! Ich habe auf etwas Hartem gelegen, sodass ich ganz braun und blau über meinen ganzen Körper bin! Es ist ganz entsetzlich!«, zitiere ich mit hoher Stimme die Prinzessin, die ihren Stand unter Beweis stellen musste, damit der Prinz sie heiraten würde.

Fast wie bei Vater und Mutter, denke ich lächelnd – mit dem Unterschied, dass Mutter sich seine Zuneigung nicht erkämpfen musste. Er hatte aus einer recht wohlhabenden Familie gestammt, sie kam aus einfacheren Verhältnissen. Ihr gemeinsamer Traum vom Leben auf dem Land und dem eigenen Hof verband sie inniglich. Zusammen bauten sie

einen Betrieb auf, dessen Erträge sich durchaus sehen lassen konnten. Ein Glück für Torben und mich. Gemangelt hatte es uns nie an etwas.

»Ihre Liebe war etwas Besonderes!«, nuschle ich verträumt.

»Was hast du gesagt?« Heide blickt mühselig über ihre Schulter, legt Holz nach und reibt ihre steifen Hände am auflodernden Feuer.

»Wie gut wir es hatten mit Mutter und Vater!«, fasse ich zusammen und male Fingerzeichnungen auf die beschlagenen Fenster.

»O ja!«, pflichtet Heide mir bei und lacht. »Und was sie alles taten, damit ihr zu aufgeweckten und schlauen Menschen heranwachst.«

Ich nicke zustimmend.

»Ich weiß noch, wie gern du in den Büchern dieses ... wie hieß er noch ... Søren ...«

»Kierkegaard«, werfe ich ein, setze mich an den Tisch und schwelge in Erinnerungen.

»Ganz recht. Der war es! Du hast Bücher verschlungen wie Torben alles Essbare! Und wie verliebt du in den Klang dieser umständlichen Worte warst.«

Wir lachen. Die Stimmung heitert uns auf, und ich merke, wie mir das Atmen wieder leichter fällt. Heide ist zwar des Lesens mächtig, doch Literatur interessiert sie nicht sonderlich. Amüsiert pflegte sie den Kopf zu schütteln, wenn sie mich mit der Nase zwischen Buchseiten auffand. Selbst Atlanten und Sammlungen über die Tierwelt und

Ereignisse der Weltgeschichte standen bei mir stets hoch im Kurs. Es war mir sogar erlaubt, wie Torben die Dorfschule zu besuchen.

Ich vermisste die Buchenwälder, wenn der Wind durch die Baumkronen zog und an den Blättern raschelte. Den See auf der Lichtung und das kleine Boot, mit dem Torben und ich oft hinausschipperten, um die Fische zu beobachten. Den Duft nach Moos und Laub, das Zwitschern der Vögel. Aber am meisten fehlen mir Mutter und Vater. Nicht, dass es uns Kindern bei und mit Heide nicht den Umständen entsprechend akzeptabel ergeht. Sie tut ihr Bestes, ich weiß das. Doch bemerke ich Veränderungen an ihr, fernab der traurigen Tatsache, dass ihre körperlichen Gebrechen zugenommen haben. Die Leichtigkeit, mit der Heide den Alltag in Dänemark bestritten hat, die unverwüstliche Fröhlichkeit, mit der sie nicht nur Torben und mich regelmäßig zum Lachen brachte – das sind die Eigenschaften, die mir hier fehlen.

Freilich bin auch ich nicht mehr dieselbe. Von dem kleinen Mädchen, das sorgenlos in den Wäldern herumtollte und mit den Tieren Zwiegespräche hielt, ist nicht mehr viel übrig. Damals war meine größte Sorge, ob Torben unserem Vater nur den halben oder den ganzen Nachmittag auf den Feldern zur Hand gehen musste und er deshalb weniger Zeit für mich hatte. Heute kreisen meine Gedanken, genau wie die der Erwachsenen, um das tägliche Überleben. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass diese Art Befürchtungen nicht in den Alltag eines Mädchens gehören, das sich irgendwo zwischen Kindheit und Jugend befindet. Aber das Schicksal hat anderes im Sinn.

Ich lehne die Stirn an das kalte Glas und spüre augenblicklich den unerbittlichen Luftzug, der durch die Ritzen des morschen Rahmens pfeift.

Wissen Sie, wir sind nicht von hier. Wir sind Dänen, erklärte ich jedem, nachdem wir in England angekommen waren.

Du wirst uns in Schwierigkeiten bringen, hatte Torben mir dann zugerannt. *Die Iren überfallen das gesamte Land und schnappen sich jeden noch so armseligen Job für weniger Lohn. England droht unter dem Zulauf der Einwanderer in die Knie zu gehen. Zudem strömen immer mehr Menschen in die Städte, wo die Industrie auf dem Vormarsch ist. Doch Arbeit gibt es längst nicht für jeden. Mit seiner Herkunft, sofern man nicht waschechter Brite ist, hausiert man besser nicht,* so lautete eine der ersten und wichtigsten Lektionen. Also halte ich unsere Wurzeln geheim. Viele fragen nicht danach, und mein Englisch ist mittlerweile so perfekt, dass niemand skeptisch ist.

»Wir haben kaum noch Kartoffeln.« Heide durchsucht die losen Holzkisten, die an der Wand gestapelt stehen. »Und das eingemachte Obst und Gemüse wird uns nicht annähernd über den Winter bringen. Erst recht nicht, wenn ich keine neue Anstellung finde.« Seufzend sortiert sie ein paar Gläser und zählt sie durch.

Die Kündigung war überraschend gekommen. Ich kann nicht verstehen, warum man Heide nicht weiter in dem Haushalt beschäftigen wollte, wo sie sich doch so bemüht hat, alles zur vollen Zufriedenheit zu erledigen. Sie kocht hervorragend, vorausgesetzt die benötigten Zutaten sind vorhanden, und darüber hinaus kann sie gut mit Kindern umgehen.

Ich beobachte Heide und lächle. Sie ist Torben und mir Mutter und Vater zugleich. Nicht ein Mal hat sie infrage gestellt, was mit uns Geschwistern passieren soll. Nicht ein Mal hat sie sich angeschickt, uns unserem Schicksal zu

Mein Bruder ist immer Teil von mir geblieben. Diese Liebe hört niemals auf. Ich verstehe heute, dass Walden zu töten, nie Torbens Ansinnen gewesen wäre. Auch wenn Heide es sicherlich anders empfand. Damals.

Torben wollte, dass ich lebe. Dass ich nicht aufgebe, mich nicht kleinkriegen lasse, und ja, es ist mir nun schon ganz schön lang geglückt. Mein Weg hat mich durch Höhen und Tiefen geführt, durch Leid und Verzweiflung. Doch ebenso wurden mir Freude, Liebe und Freundschaft zuteil. Dankbar blicke ich auf all das Schöne zurück, das mir widerfuhr. Auf Unterstützung und Hingabe. Ich durfte vertrauen und mich fallen lassen, wurde aufgefangen und wieder auf die Beine gestellt. Und letztlich habe ich es bis hierher zurückgeschafft, zu meinen Wurzeln, zu dem Ort, mit dem ich verankert bin.

Ich bin zurückgekehrt.

Alles ist gut.

Die Sonne steigt höher, taucht den Wald und den See in eine Quelle konturlosen Lichts. Unwirklich, doch wunderschön.

Langsam komme ich zurück in den Stand, laufe ein Stück am Ufer entlang und finde das Boot, mit dem Torben und ich übers Wasser zu schipperm pflegten. Die kleine Insel in der Seemitte war oft unser auserkorenes Ziel, doch manchmal reichte es uns, einfach die Beine oder die Arme ins kühle Nass herabbaumeln zu lassen, die Wasserläufer zu beobachten oder die bunten Flügel der Libellen zu bestaunen.

Ich beuge mich hinunter, lasse meine Hände über das morsche Holz des Bootes gleiten, spüre, wie es durch und

durch von Feuchtigkeit durchzogen ist. Ein modriger Geruch steigt auf, ein Duft nach Fäulnis und Zerfall.

Wie lange das Boot mich wohl trüge, würde ich mich hineinsetzen und vom Rand abstoßen.

Es geschieht einfach. Ich folge einem inneren Ruf – meiner eigenen Stimme. Ich tauche ein in eine Sphäre, die nur in mir existiert, von mir erschaffen und mir allein bekannt. Durch einen Schleier aus Dunst zieht mein wahres Selbst mich in einen Kreis aus Licht, wo alle Grenzen schwinden.

Ich fühle mich. Rein. Im Einklang. Nicht länger auf der Suche oder gefesselt in einem Kampf. Ich kann alles sein, was ich will, und ich bin alles, was ich je sein wollte.

Und plötzlich sind sie hier. Heide, Mutter, Vater, Torben. Ihre Liebe umfängt mich gestaltlos, durchdringt jede Faser meines Seins und schenkt mir ein Gefühl allumfassenden Friedens.

Langsam gleite ich hinaus auf den See, lausche dem Wasser, wie es das Boot umspült.

Nichts hält mich auf, die Angst ist verschwunden.

Ich treibe.

Dem Licht entgegen.

ENDE

NACHWORT

Es gibt Geschichten, die finden uns, lange bevor wir begreifen, dass sie zu uns gehören.

Ich war sechzehn, als mir zwei Szenen begegneten, von denen ich tagelang nicht wusste, was ich mit ihnen anfangen sollte. Sie waren in Träumen zu mir gekommen, in Bildern, die sich unauslöschlich einbrannten, traurig, verstörend und zugleich von einer eigentümlichen Schönheit. Vielleicht war es die Sehnsucht, sie zu verstehen, vielleicht auch der Versuch, sie auf Abstand zu halten, dass ich damals das Einzige tat, was mir möglich schien: Ich schrieb sie auf. Planlos, ziellos, einfach nur, um sie festzuhalten.

Diese Zeilen begleiteten mich über Jahre, Jahrzehnte, leise und unbeirrt, manchmal als kaum hörbares Flüstern, oft so laut, dass ich kaum etwas anderes wahrnehmen konnte. Zwischen 1996 und 2019 wuchs daraus, Stück für Stück, Satz für Satz, das, was heute Kolibriherz heißt. Ein Roman über Identität, Verlust, Loyalität, über das, was uns bindet, und das, was wir loslassen müssen. Er erzählt von Versprechen, die wir geben und manchmal brechen, von einer Liebe der besonderen Art, die Bestand hat. Über alle Grenzen hinweg.

Mein Dank gilt von Herzen all jenen, die mich auf diesem langen Weg begleitet haben, allen voran meinem Mann, meinen Kindern und den Freunden, die mir bereits in meiner Jugend zur Seite standen. Hier denke ich besonders an Danny und Melanie.

Ich danke den Menschen, die immer an mich geglaubt haben, selbst in den Momenten, in denen ich es nicht tat. Und natürlich den Leserinnen und Lesern, die bereit sind, nicht nur in diese Geschichte, sondern auch in die, die danach kamen – und die noch kommen werden – einzutauchen.

Ein ganz besonderer Dank gilt Susanne, die als Erste in Kolibriherz sah, was ich selbst noch nicht ganz greifen konnte. Die mich ermutigte, weitere Schritte zu gehen und mich auszuprobieren – ein Rat, der mich innerlich wachsen ließ und bis heute begleitet.

Von Herzen,

Christel Netuschil